Rüdiger Albrecht: Friedrich Gulda. Pianist–Musiker–Freigeist

edition text + kritik, 2026. 242 Seiten. Ca. € 27,00. Serie SOLO, Porträts und Profile

Über Triumphe und Widersprüchlichkeiten im Wirken des Pianisten Friedrich Gulda (1930–2000) berichtet eine kürzlich erschienene Monografie des deutschen Musikwissenschaftlers und Journalisten Rüdiger Albrecht. Der Untertitel „Pianist–Musiker–Freigeist“ weist darauf hin, dass sich Gulda sehr früh jeder traditionellen Einordung entzog. Auf dem Coverfoto ist der 40-Jährige zu sehen, wie er uns ein wenig misstrauisch, fragend, skeptisch anschaut. Dazu Gulda: „Ich halte mich nicht für einen netten Menschen, aber wo andere einen Gartenschlauch haben, besitze ich ein Rückgrat.“

Albrechts Monografie folgt Guldas beruflichem und privaten Lebensweg chronologisch. Dabei wertet er ein ausgedehntes Schrifttum, umfassende veröffentlichte Ton- und Bildaufzeichnungen sowie Guldas Schriften aus und verweist auf Material, das noch der Veröffentlichung harrt. Kapitelüberschriften und Zwischenüberschriften helfen der Orientierung – und sie verwirren manchmal. So wird unmittelbar unter der Überschrift „Jazz im Konzertsaal – Eurojazz-Orchester“ über Konzerte mit den Cellosonaten Beethovens und dem Cellisten Pierre Fournier berichtet. Aber diese Gleichzeitigkeit war eben Gulda, der sich mehr und mehr dem strengen Korsett des klassischen Musikbetriebs entzog – sich unter dem Einfluss des Jazz von jeglichem Akademismus abwandte – und dabei festhielt, er könne sich nach wie vor mit und durch die Musik Beethovens ausdrücken. Schließlich trage dies auch zur Sicherheit seiner materiellen Existenz bei!

Gulda, der mit vielen Größen seiner Zeit wie Karl Böhm, Herbert von Karajan, Nikolaus Harnoncourt oder Heinrich Schiff, aber auch mit Dizzy Gillespie, dem Duke Ellington Orchestra oder Joe Zawinul musiziert hat, war um Öffnung des von ihm als starr empfundenen Konzertbetriebs bemüht. Heute wirkt es nahezu anachronistisch, dass Vertreter der „Hochkultur“ seinem Bemühen, den Jazz in klassische Konzerthäuser zu holen – und später seinen Ausflügen in Electric Jazz und die Freie Musik –, verständnislos gegenüberstanden. Und beide Seiten reagierten, wie man nicht reagieren soll: Gulda zunehmend gereizter und uneinsichtiger, das Establishment mit Verständnislosigkeit und Ignoranz. Als der Pianist dann schließlich auch den Jazz als überholt brandmarkte, öffnete er damit eine weitere Front der Ablehnung. Spätesten seit seiner *Paradise Island*-Komposition – Albrecht nennt sie „Weltanschauungsmusik in vorwiegend populärmusikalischem Gewand, das die zentralen Bestrebungen seines Denkens in einem Werk bündelt“ – konnte ihm kaum mehr jemand folgen, obwohl Friedrich Gulda in den entsprechenden Konzerten auch in überzeugender Weise Mozart spielte.

Rüdiger Albrecht widersteht der Versuchung einer psychologisierenden Deutung. Auch Deutungsversuche aus dem Zeitgeist versagt sich Albrecht, auch wenn er in einer Fußnote auf die Gleichzeitigkeit von Guldas „Appell an die musikalische Jugend“ mit dem „Freibrief an die Jugend“ von Karlheinz Stockhausen aus dem Jahr 1968 hinweist. Albrecht gesteht Gulda Folgerichtigkeit zu, gepaart allerdings mit einem gerüttelten Maß an Egomanie und Selbstüberhöhung. Gulda erwartete Verständnis für seine Vorstellungen von der Weiterentwicklung der Musik, war seinerseits aber nicht zu Toleranz in der Lage, was sich etwa in der von ihm kategorisch abgelehnten Neuen Musik äußerte. In den letzten Lebensjahren konstatiert Albrecht eine „große Verbitterung, die sich in einer Art Verfolgungswahn kundtat und sich […] gegen fast alle seiner Weggefährten […] richtete“.

Albrechts Deutungen sind getragen von Respekt und Anerkennung für Guldas künstlerische Leistungen im klassischen Repertoire, etwa der Beethoven-Gesamteinspielungen, der Einspielungen des *Wohltemperierten Klaviers* und von Konzerten und Sonaten Mozarts. Über Guldas Klavierspiel lässt er Kritiker wie z. B. Joachim Kaiser zu Wort kommen, die hymnisch von „moderner Art des Klavierspiels“ und von „klassischer Ausgewogenheit“ schrieben.

Und der Autor zeigt Verständnis für Guldas Ausbrechen aus den starren Konventionen. Er resümiert: „In Erinnerung bleiben wird Gulda als streitbarer und verletzlicher Mensch, ein Mensch und Künstler, der es weder sich noch seinen Mitmenschen leicht machen konnte oder wollte. […] Der seine Rolle als Künstler nicht auf die eines Dienstleisters, eines Hanswurst, reduziert wissen wollte. Und dem Haltung zu bewahren wichtiger war als Kompromisse einzugehen, der bereit war, für seine Überzeugungen Opfer zu bringen.“ Der Kampf für die Überwindung der Kategorien von E- und U-Musik, die Bemühungen, dem Jazz im Konzertsaal festen Platz zu erobern, „ist mit Guldas Namen fest verbunden.“

Wer Gulda seinerzeit live erlebt hat, wird die ausgewogene und exzellent recherchierte Berichterstattung dankbar lesen. Nachgeborene mögen über manche Grabenkämpfe um oder mit Gulda erstaunt sein und sich angeregt fühlen, sich mit dem Phänomen Friedrich Gulda auseinanderzusetzen. Eine lesenswerte Künstlermonografie und ein Stück Zeitgeschichte!

Anton Voigt